

Johann Peter Hebel

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 18

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

für einen Traum nehmen. Aber neben ihm lag das Alphorn. Und als er nun vor die Hütte hinaustrat, begann er das Horn zu blasen und zu singen und zu jodeln. Das klang so schön, dass es schien, als beeile sich die Sonne, die eben hinter dem Grat heraufstieg, noch schneller als sonst über die Schneeberge hinweg auf die Alp herunterzuschauen.

Mit Verwunderung und grosser Freude aber

lauschten die Hirten auf den Alpen dem wunderbaren Gesang. Und nicht lange dauerte es, so antwortete die Liebste des Res ihm von der Seealp in den gleichen Tönen, wenn das Alpenglühen auf allen Bergen lag wie das Röslein auf der Wange eines schlummernden Kindchens.

Und also hat sich der Kuhreihen vererbt von Geschlecht zu Geschlecht in den Alpenländern der Schweiz bis auf den heutigen Tag.

Eine Mutter singt am Abend

Kurt Leuthard

Kinder, spielt noch vor der Nacht!
Bald wird man die Brunnenröhren
mit dem Herrgott plaudern hören,
bis der Schlaf uns stille macht.
Spielt jetzt flink das Fangenspiel!
Bald wird euch das Schicksal fangen
und ihr lasst das Köpfchen hängen,
denn die Menschen weinen viel.

Hascht den Ball auch hinterm Hag!
Einmal wird er fern verrollen,
und ihr werdet fassen wollen,
was doch keiner fassen mag.
Spielt noch, Kinder, spielt und lacht,
weil wir müdgespielt vom schweren
Tag bald heim zum Vater kehren,
dass der Schlaf uns stille macht.

Johann Peter Hebel

Von Ernst Eschmann

Unter den geistlichen Herren, die neben ihrem seelsorgerischen Amte sich der Dichtung widmeten, war wohl keiner in seinem Gemüt so sonnig und unbeschwert wie Johann Peter Hebel. Und er hatte Anlass genug gehabt, mit dem Leben unzufrieden zu sein. Es hatte ihn, besonders in seiner frühesten Jugend, nicht auf Rosen gebettet. Kaum, dass er ein Jahr vollendet hatte, verlor er den Vater, mit dreizehn die Mutter. Aber er trug ein gutes Erbe in sich, den Frohsinn der Mutter, Freude an den kleinen Dingen der Welt, Genügsamkeit, eine tiefe Ehrfurcht vor Natur und Menschen und vor allem einen felsenfesten Glauben an Gott. Er fühlte sich geborgen. Durch diesen Optimismus war er stets von wohlwollenden Menschen umgeben. Sie ebneten ihm die Wege. Er brauchte das, denn er war kein Mann der Tat, der durch rasche Entschlüsse von Stufe zu Stufe stieg. Leidenschaft kannte er nicht. In der Stille der Natur ging sein Herz auf wie im Kreis seiner Freunde, mit denen

er in frohen Jugendtagen durch Wald und Feld zog. Mit jeder Blume, mit jedem Bächlein war er verwandt, und gerne verweilte er in der Einsamkeit eines Kirchhofs, wo die Toten von ihren Werken ruhten. Solche Stimmungen und Gedanken kehren in den alemannischen Gedichten oftmals wieder. Aber ebenso gerne verschreibt er sich dem Leben und geniesst ein vergnügtes Stündlein wie ein Gottesgeschenk.

Die Heimat der Mutter gab seinem Wesen Richtung und Ziel. Im Wiesental fühlte er sich zu Hause. Die Wiese, die am Feldberg entspringt, hat er in einem Gedicht voll köstlicher Naivität und Ursprünglichkeit besungen. An Hausen fließt sie vorbei. Von den nahen Hügeln kommt sie herunter, wo ihre Wiege steht. Mit frischem Odem hat sie den Buben angeweht und ihm eine ewige Sehnsucht ins Herz gelegt, dass sein ganzes Leben hindurch seine schönsten Wünsche in dieses abseitige Tal zurückgewandert sind. «Ich muss ins

Oberland reisen, ich muss aus der Wiese trinken und die Geister im Röttler Schloss besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hardtbewohner ermatten soll», schrieb er in einem Brief. Heimatliche Laute muss er hören, wenn ihm wohl sein soll. Als er durch seine Gedichte im Wiesentaler Dialekt berühmt geworden war, war's nicht Stolz, der ihn erfüllte, sondern einzig die Freude, dass er's fertig gebracht hatte, «die alemannische Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu erringen.

In seinen frühesten Jahren ist er oft mit seiner Mutter von Hausen nach Basel gewandert. In der Stadt stand sie in Diensten im Iselinschen Hause. Hier ging er auch zur Schule, aber ohne sich besonders auszuzeichnen. Basel begann er zu lieben. In diesem und jenem Hause wurde er freundlich aufgenommen, und wenn er später von einer Stadt berichtet, denkt er zumeist an Basel. Als «grossen Hintergrund erscheint sie ihm, als Höhepunkt, zu dem man aufschaut, mit dem man seine bescheidenen Umstände vergleicht». Von Basel hat sein Wesen manches mitbekommen: «Das Streben nach Unscheinbarkeit, der Humor, die Freude am Familienhaften, der Zug zur Idylle, das Parteilosbleiben in den Welthändeln, die Verständnislosigkeit für das Untergründliche, das lehrhaft Erziehliche, das christlich Moralisierende — alles das sind verblüffend übereinstimmende Formen in Hebels und Basels Charakter.» So wird uns von Kundigen verbürgt.

Und weilte der Bub wieder einmal daheim, wohnte er im rebenumspunnenen Häuschen der Mutter. Hier spielte er mit seinem Igel und Distelfink. Von hier legte er den weiten Schulweg nach Schopfheim zurück, und mehr und mehr zeigte es sich, dass der rührige Johann Peter schöne Talente an den Tag legte. Mehr sollte er werden als ein Bauer und ein Weber. Da vom Verkauf des mütterlichen Häuschens ein kleines Sümmchen bereit lag, durfte man daran denken, dem Knaben eine höhere Bildung zuteil werden zu lassen. Er kam nach Karlsruhe ans Gymnasium. Dann zog der Student der Theologie nach Erlangen. Nach Abschluss der Studienzeit hoffte der junge Geistliche auf ein Amt in einer kleinen Gemeinde. Aber mit einer bescheidenen Hauslehrerstelle muss er sich begnügen, bis er nach erfolgter Ordination als Präzeptorvikar ans Lörracher Paedagogium gewählt wird. Mächtig viel hat er zu tun. Er unterrichtet nicht nur in Religion. Mit Latein und Griechisch, mit Geographie und Rechnen muss er sich

befassen. Nur selten steht er auf der Kanzel. Die Schule macht ihm Freude, und es beglückt ihn, mit den Schülern in gutes Einvernehmen zu kommen. Sie suchen ihn auch später noch auf, und Freundschaften bilden sich. Es gilt, auch auf geistlichem Gebiet auf der Höhe zu bleiben. So werden theologische Werke studiert, wie zum Beispiel Mendelsohns «Vorlesungen über das Dasein Gottes». Die zeitgenössische deutsche Literatur scheint ihn wenig zu berühren. Eine Bemerkung unter seinen Notizen fällt auf: «Im 28. Jahr, als ich Minnesänger las, versuchte ich den alemanischen Dialekt. Aber es wollte gar nicht gehen.» Noch mehr als zehn Jahre dauerte es, bis er den Faden fand.

Es war eine strenge und oft recht ungemütliche Zeit. Von Jahr zu Jahr hoffte er, an eine schöne Pfarrei berufen zu werden. Seine Mittel gingen zu Ende. Die Hilfslehrerstelle trug wenig ein. Gute Freunde, die ihn schätzten und mit denen er manche denkwürdige Fahrt ins Badener Ländchen unternommen hatte, waren der beste Trost. Und eine tiefe Liebe, die ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. Gustave Fecht war die Schwägerin seines Freundes Gunttert, des Prorektors am Paedagogium zu Lörrach und späteren Pfarrers zu Weil. Warum es nie zu einer Heirat kam? Vorerst waren wohl die Verhältnisse schuld, die ihn zu äusserster Sparsamkeit anhielten. Ja, er überlegte sich ernsthaft: Soll ich noch umsatteln und Medizin studieren?

Die neun Lörracher Jahre waren doch nicht ohne Bedeutung und Gewinn. Er reifte im stillen, und sein Herz blieb — manchen Enttäuschungen zum Trotz — für alle Schönheiten der kleinen Welt offen, die er in vollen Zügen genoss. Da erlebte er sie doch, die grosse Genugtuung. Er wurde als Subdiakon nach Karlsruhe berufen. Aber ein Wermutstropfen war auch darin. Er musste Abschied nehmen vom Oberland und den fröhlichen Kreis verlassen, in dem er sich so wohl gefühlt hatte.

Anlässlich einer Rückschau auf sein Leben sagte er: «Ich habe vielleicht 2000 Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet.» An der Realschule wurden ihm Fächer aufgebürdet, an denen er wohl weniger Freude hatte, Rechnen, Briefschreiben und Buchführen. Aber nun stand er auf der untern Sprosse einer Leiter, die ihn rasch höher führte. Im Frühjahr 1798 wurde er Professor extraordinarius der dogmatischen Theologie und hebräischen Sprache, dann Kirchenrat

und bald darauf Direktor des Lyzeums. Dazu kam die Mitarbeit am badischen Kalender und die Ernennung zum Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde. Das brachte Sitzungen und Inspektionsreisen im Lande herum. 1819 hatte er die oberste Stufe erreicht. Er war Prälat der evangelischen Landeskirche geworden und als solcher Mitglied der ersten Kammer des Landtages und der kirchlichen Generalsynode. «Wie feind muss der Himmel einem Menschen sein, den er zum Schulmeister und in eine Stadt verdammt hat», jammerte der so sehr Beanspruchte einmal in einem Briefe. Denn die Schule erforderte noch immer ihre Stunden, wenn auch weniger. In seine Notizbüchlein, die er immer zur Hand hatte, trug er gar manche Dinge ein, die er brauchte und mit denen er sich just beschäftigte: naturwissenschaftliche und geographische Stoffe, Abschnitte zur Sitten- und Lebenslehre, übermütige Verse, Botanik und Uebertragungen ins Lateinische.

Daneben gingen bewegte Zeitläufe einher. Die französische Revolution und ihre Auswirkungen erhitzen die Köpfe. Freilich, Hebel setzten sie nicht in Aufruhr. Er war kein Politiker und hielt sich abseits. 1805 schrieb er einmal: «Ich bin in diesem Krieg so neutral als mein zahmes, heimisches Hausmäuslein, das auch wie ich keine Zeitungen liest.» Diese Einstellung mochte seinem Weltblick nicht förderlich sein. Der Zug seines Herzens führte ihn in die Stille und zu den Fragen, die den kleinen Wundern der Welt galten. Einmal regte er sich auf, als nach dem Siege von Wagram militärische Feiern in den Kirchen veranstaltet wurden. «Denn es stehet geschrieben: Dies Haus soll ein Bethaus sein, ihr aber habt einen Exerzierplatz daraus gemacht.»

Inmitten all der reichen Beschäftigung in Schule und Kirche reifte etwas anderes, das längst in ihm sich vorbereitet hatte. Ein Aufsatz in einer Zeitschrift brachte die Auslösung. Von der «Sprache der Deutschen und Nordischen Vorzeit» war die Rede. «Altdeutsche Volkslieder», eine «Blumenlese aus den Minnesingern» rührten in ihm die Saiten, dass sie zu klingen begannen, und sein Plan fand immer deutlicher Gestalt, «auf seine Landsleute zu wirken, ihre moralischen Gefühle anzuregen und ihren Sinn für die schöne Natur um sie her teils zu nähren und zu veredeln, teils auch zu wecken». Wie ein Wunder kam es ihm vor, dass er auf einmal die Worte fand, die ihm so lange nicht über die Zunge springen wollten. Mit Allgewalt erfasste ihn die Aufgabe, dass der so kurz-

weilige und originelle Briefschreiber seine Freunde länger warten liess als üblich. Dafür erzählte er dann einem seiner Getreuesten: «Meine Liebhaberei in den Nebenstunden zur Schadloshaltung für den Ungenuss mancher Geschäftsstunde hat sich in ein eigenes Fach geworfen. Ich studiere unsere oberländische Sprache grammatikalisch, ich versifiziere sie, herculeum opus!, in allen Arten von metris, ich suche in dieser zerfallenen Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrisses und Gefüges auf und gedenke bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte . . . in die Welt fliegen zu lassen.» Vom Sommer bis zu Ende des Jahres 1800 und bis in die Mitte von 1801 war das Hauptwerk getan. Die alemannischen Gedichte waren geschrieben, und nur wenig Neues und Beträchtliches kam später noch hinzu. In eine erstaunlich kurze Zeit drängte sich die glückliche Produktion zusammen. Schon zu Beginn 1802 bedauerte der Dichter: «Der alemannische Pegasus will nimmer fliegen, er prätendiert, er sei nicht schuldig, so etwas zu tun bei der unterländischen Stallfütterung, wenn er nicht droben an den sonnigen Hügeln weiden dürfe.»

So hat Johann Peter Hebel die alemannische Dialektdichtung eröffnet, und es ist verblüffend, mit welcher Meisterschaft er das getan hat. Es fehlten wegweisende Vorbilder, und es war ein kühnes und mühsames Unterfangen, die Sprache seiner engern Heimat in ungezwungene Metren und Reime zu bringen. Ein gesundes künstlerisches Empfinden stand ihm zu Diensten. Das Wertvollste und Entscheidende war die Liebe zu seinem Heimal, die genaue Kenntnis der Bewohner, zu wissen, wie sie wohnten, fühlten und dachten, was für Sitten und Bräuche hier heimisch waren und wie Feld und Wald und das plauderlustige Flüsschen der Wiese den Charakter der Gegend bestimmten. Wie oft hatte er sie in früher Jugend mit seiner Mutter durchwandert, am Röttler Schloss vorbei, über Schopfheim, Lörrach, bis nach Basel. Jedes Haus ist ihm vertraut geworden, jeder Baum. Geheimnisvoll hört er's raunen und rauschen in den Kronen, Geister regten sich, der Dengelgeist. Vom Himmel lachte die Sonne, der Abendstern trat zwischen den Wolken hervor. Er redete mit ihm, und sie wurden die besten Freunde. Manchmal brach ein Gewitter los. Hagel trommelte auf die Häuser und Kirchen. Die Bauern bangten um ihre Ernte, liessen im Wirtshaus ihr Schöppllein stehen und legten die Karten aus den Händen. Und doch, der Liebe Gott hatte es nicht zu arg im

Sinn. Die geknickten Blumen liess er die Köpflin wieder höher tragen, und das Büblein, das sich in der Wiege durch das Tosen nicht hat schrecken lassen, schlug die Augen auf und lächelte wieder. Ein Engel hatte über ihm gewacht, während es draussen Spiesse und Nägel regnete. Man freut sich, mit was für hellen Augen Johann Peter Hebel das ganze Tal wie das kleinste Wesen betrachtet. Er schaut dem Spinnlein zu, wie es in die Luft eine Landstrasse baut, sein Sommerhaus und ein Netz, in dem sich die Mücklein verfangen. Aber in allen Dingen erkennt er doch das Grosse und Ewige und tut es den Menschen kund, die achtlos daran vorbeigehen könnten. Der scheinbar stummen und toten Natur hat er Leben eingehaucht, die Tage unterhalten sich miteinander, wie der Samstag und der Sonntag, und der Wächter, der die Mitternacht ausruft, hängt ernsten Gedanken nach.

Und isch's so schwarz und finster do,
 se schine d' Sternli no so froh:
 und us der Heimet chunt der Schi;
 's muess lieblig i der Heimet si.

Schon von allem Anfang an hat Hebel der wertvollen Mundartdichtung ihr Feld abgesteckt. Eine Weile schien es, nachdem sie durch die Lieder und Geschichten des Wiesentales ins Blühen gekommen war, sie widme sich am liebsten allen Lustbarkeiten und halte sich gerne auf, wo Musik zum Tanze aufspielt. Da stossen wir beim Blättern in den alemannischen Gedichten auf «Die Vergänglichkeit». Und siehe da, es erweist sich, die tiefsten Lebensfragen lassen sich bei einem Spaziergang aufrollen. Zwischen Leben und Tod liegt manches Wunder, und die vorüberziehenden Bilder erinnern an die Vergangenheit. Auch wir werden einmal nicht mehr sein, wie diejenigen, die im Kreuzgang hinterm Münsterplatz schlafen, und die Zeit wird kommen, da auch Basel nicht mehr steht. In solchen Gedanken ziehen der Bub und der Aetti in der Nacht zwischen Steinen und Brombach der Wiese entlang.

Es muss uns nicht verwundern, dass da und dort dem Dichter eine schriftdeutsche Wendung zugeflossen ist. Im Ganzen aber berührt uns seine Sprache wie frisches Quellwasser, es sind die Wörter und Wendungen des Wiesentales. Es ist das Fühlen und Denken dieses schlichten Volksschlagers, und Schweizerodem haucht uns an, da wir auf Schritt und Tritt den Klang des Basler Idioms im Ohre haben.

Das schlanke Bändchen der alemannischen Gedichte fand guten Absatz, und Hebel erlebte es,

in kurzen Jahresabständen neue Auflagen drucken zu müssen. Am meisten freute ihn der laute Beifall der Zünftigen, die begeisterte Zustimmung Jean Pauls. Am originellsten dürfte in der Besprechung Goethes der vielzitierte Satz sein, Hebel habe in seinem mundartlichen Werk «das Universum auf die naivste, anmutigste Weise verbauert». Und gleich traten die Nachahmer auf den Plan. Aber lange gelang es keinem, auf eigenen Füßen zu stehen und eine neue, persönliche Melodie zu finden.

In badischen Landen wurde Hebel bald gefeiert. Sein Ruhm drang über die Grenzen seines Ländchens hinaus, und wer nach Karlsruhe kam, wollte ihm seine Aufwartung machen. Auf der Kanzel war er nur selten mehr zu hören. Man musste ihn in seinem behaglichen Junggesellenheim aufsuchen oder im engern Kreis seiner Freunde, die sich gerne im Drechslerschen Kaffeehaus zu geselliger Unterhaltung zusammenfanden.

Und noch einmal spielte er eine grosse Rolle als Volksmann. Er wurde der Herausgeber des «Rheinländischen Hausfreundes». Der Kalender brachte mancherlei lehrreiche Nachrichten und lustige Erzählungen. Die vielseitige Bildung kam ihm zugute, so dass er die verschiedenartigsten Stoffe behandelte, historische, astronomische, Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande und viele andere. Am Neujahr wurde eine Umschau gehalten über die Ereignisse der verflossenen Zeitspanne, und besonders denkwürdige Geschehnisse wurden festgehalten. Am meisten aber wurden die kurzen Geschichten beachtet, die Hebel aus allen möglichen Werken zu holen pflegte. Längst hatte er lustige und merkwürdige Erzählungen zusammengetragen. Aber er griff sie nicht auf, wie sie ihm zuflossen. Sie erfuhren eine sorgfältige Bearbeitung, stilistische Säuberung und künstlerische Zuspitzung. So entstand eine klassische Sammlung von kurzweiligen Lesestücken. Der Kalender fand nicht zuletzt durch sie eine ungewöhnlich grosse Verbreitung. In über 40 000 Exemplaren wanderte er durch alle Schichten der Bevölkerung. Der Gedanke lag nahe, Hebels Beiträge in einem besonderen Bande zu vereinen. So kam das «Schatzkästlein» zustande, das seines einladenden Namens würdig war. Gegen dreihundert Nummern brachten Anekdoten und ungewöhnliche Vorkommnisse aus aller Welt. Man lachte, man freute sich am Humor des Kalendermannes wie an seinem warmerzigen Wesen, das immer wieder zum Durchbruch kam. Von fröhlichen Käuzen und Allerwelts-

narren war oft die Rede, die einem sesshaften Bürger ein Schnippchen schlugen. Dem wohlgesitteten Pfarrherrn, dessen Leben so geordnet und gleichmässig ablief, kitzelte es in den Fingern, von Wegelagerern und Falschmünzern einen Streich zum besten zu geben, verband ihn doch eine stille Zuneigung mit diesen Geächteten, und er bekannte einmal offen, «es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches ins Leben zu mischen. Das ist, was den Bettler gross und stolz macht. Ich habe diese Glücklichen immer beneidet.» Wir denken hier an den Zundel-Frieder, wie er eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam. Und der nachdenklichen Geschichte müssen wir hier noch Erwähnung tun, die der köstlichste Schatz in diesem so unerschöpflichen Kästlein ist: Kannit-verstan. Hebel hat durch seine schlichte und natürliche Schreibweise das Beispiel eines geradezu klassischen Erzählerstils gegeben. So werden diesem Bande für jung und alt immer wieder erlesene Proben entnommen. Hebel spricht als Menschenfreund zu seinem Volke, und wenn er am Schluss einer Erzählung gelegentlich sein «merke!» hinzufügt, ist es nicht so schulmeisterlich gemeint, wie es klingt. Er war ein grosser Schalk.

Der Theologe schrieb in den späteren Jahren im Hinblick auf die Kinder noch ein Buch, die «Biblischen Geschichten», die auch in katholischen Schulen Verwendung fanden.

Aus dem alten und neuen Testament wählte er Stoffe aus, die die sittliche Haltung der Jugend stärkten und sie zu einem tätigen Christentum hinführten. Manches Rätsel löste und deutete er ihr, und wo ein Wunder geschah, hob er das allgemein Menschliche heraus und suchte ihm auf diese Weise näher zu kommen. Das Leben des Heilandes erzählte er in schlichten Worten. Erklärungen und Hinweise schob er ein, denen die Schüler für ihr Verhalten manches entnehmen konnten. Josefs Erlebnisse entwickelte er mit Freude, und da und dort liess er eine Episode weg, wo er befürchtete, sie könnte unverständlich bleiben oder gar Abscheu erwecken. Christi Liebe wurde als wertvoll-

stes Gut gepriesen, offenbarte sie sich doch herrlich «in seinen fortgesetzten wohlthätigen Handlungen und in seinen erfreulichen Himmelslehren».

Und noch einmal versetzte sich Hebel beim Gestalten dieser Geschichten in die eigene Jugend zurück. «Immer, wenn ich schrieb, habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Grether in Hausen und mich und meine Mitschüler unter dem Schatten seines Stabes gedacht», und «aufrichtig gesprochen, ich habe das Büchlein mit Liebe für mein Vaterland geschrieben, ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht».

Später lehnten orthodoxe Kreise diese Sammlung biblischer Geschichten ab. Andererseits erlebten sie eine italienische Uebersetzung, die in den evangelischen Schulen des Puschlavs und Bergells Verwendung fanden. Und für die romanisch sprechenden Bündner wurden zwei romanische Ausgaben veranstaltet.

Hebel war weit entfernt von allem Buchstabenglauben. Er huldigte einem auf tätiger Güte aufgebauten Christentum. Von ihm auf der Kanzel Zeugnis abzulegen, war ihm weniger gegeben, als in kleinem Kreise bei Freunden und Bekannten Liebe zu beweisen und Opfer zu bringen. So verbreitete er überall Freude, wo er zugegen war, und schuf sich ein Andenken, das heut noch lebendig ist. Immer am 10. Mai, an Hebels Geburtstag, findet in Hausen das «Hebelmähli» statt. Aus weitem Umkreis strömt das Volk zusammen. An der Büste des Gefeierten wird ein Kränzlein von Frühlingsblumen niedergelegt. Von Herzen kommende Worte der Erinnerung werden gesprochen, und Buben und Mädchen sagen Hebelgedichte auf.

Zeugnis genug: der Dichter wirkte weit über seine engere Heimat und seine Tage hinaus. Er war eine ungewöhnliche Erscheinung, «eine stark ausgeprägte Individualität für sich, kernhaft, etwas zähe in seiner Art, abgeschlossen, wenig von aussen bewegt, mit sich einig, ohne Spur einer Zerrissenheit.»

Berglandglück

Jakob Hess

Gletschermilch in Donnerklüften braust,
Gletscherwind im Haar mir kühlend saust,
Gletschergleissen gibt den Augen Glanz,
Gletscherwein den Füssen Lust zum Tanz.

Ach, ich spür's, wie sich mein Sinn erneut.
Blüt' und Strahl mein Innerstes erfreut.
Weitern Schritt's, im Blicke Kraft und Ruh,
wandr' ich ungewissem Schicksal zu.